

Datenerhebung als Kommunikation: Intensivbefragungen mit zwei Interviewern

Hoff, Ernst-H.

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hoff, E.-H. (1985). Datenerhebung als Kommunikation: Intensivbefragungen mit zwei Interviewern. In G. Jüttemann (Hrsg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie : Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder* (S. 161-186). Weinheim: Beltz. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-5617>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Datenerhebung als Kommunikation: Intensivbefragungen mit zwei Interviewern¹

Ernst-H. Hoff

Vorbemerkungen

Im vorliegenden Beitrag werden Überlegungen und Erfahrungen aus der Forschungspraxis mitgeteilt. Vielleicht kann der Leser einige methodische **Vorschläge** unmittelbar auf seine eigene Arbeit übertragen. Mit diesem Ziel des Beitrags ist aber nicht gemeint, **daß** bestimmte Methoden per se propagiert werden sollen. Bekanntlich können methodische Moden die Gegenstände von Forschung bestimmen oder unter der Hand verändern. Demgegenüber wird hier **dafür** plädiert, eine methodische Strategie nur nach Prüfung ihrer paradigmatischen Prämissen, ihrer theoretischen Implikationen und nach **Maßgabe** ihrer **Angemessenheit** für einen zuvor gewählten Gegenstandsbereich zu übernehmen. Aus diesem Grund erscheint es mir erforderlich, einleitend (in Abschnitt 1 und 2) einen sehr allgemeinen theoretischen sowie methodologischen Rahmen zu skizzieren. Diese bereits früher dargestellten **Überlegungen** (Hoff 1982b) sollen dann konkretisiert und um einige neue Vorschläge erweitert werden. Es geht dabei (in Abschnitt 3) zuerst um den Versuch, einige Ähnlichkeiten und Unterschiede der Kommunikation zwischen der klientenzentrierten **Psychotherapie** und dem offenen Interview herauszuarbeiten. Dann (in Abschnitt 4 und 5) werden spezifische Formen von Kommunikation und Metakommunikation im Interview mit 2 **Interviewern** erörtert. Das Schwergewicht des Beitrags liegt nicht auf einer Systematik aller behandelten Aspekte von Kommunikation und auf einer entsprechend stringenten Darstellung, sondern auf der **möglichst** anschaulichen Beschreibung. Das geschieht **anhand** eigener Erfahrungen aus Interviews, die im Rahmen eines **Forschungsprojektes** zur beruflichen Sozialisation und Persönlichkeitsentwicklung junger Facharbeiter in den ersten Berufsjahren **durchgeführt** wurden. Eine genauere Kenntnis dieses Projektes erscheint für das Verständnis der folgenden Abschnitte nicht erforderlich.?

1. Zum Zusammenhang von theoretischen Positionen und methodischen Strategien beim Forscher

Ausgangspunkt meiner Überlegungen waren Probleme empirischer Studien in zwei Bereichen der Sozialisationsforschung, in denen sich persönlichkeits- und entwicklungspsychologische mit soziologischen

Traditionen berühren: einmal Probleme in Studien zum Zusammenhang von Arbeitswelt und familialer Sozialisation und dann solche in Studien zu Arbeit, Freizeit und Persönlichkeitsentwicklung Erwachsener³: In **beiden** Fällen kann der Forschungsgegenstand als **Interaktionsprozeß** zwischen sozialstrukturell geformten Umwelt- und Person-Merkmalen bestimmt werden. Wohl keiner der mit diesen Bereichen befaßten Psychologen und Soziologen bezieht hier explizit „nativistische“, „personalistische“, „organismische“ oder diametral entgegengesetzt: „milieudeterministische“, „**situationistische**“ bzw. „mechanistische“ Positionen⁴. Trotz ganz unterschiedlicher theoretischer Herkunft – sei es also mit Berufung auf G.H. Mead, auf Lewin oder auf die neuere Interaktionismusdebatte in der Psychologie – herrscht Einigkeit zumindest in der Ablehnung derart extrem deterministischer Paradigmen und im kleinsten „**interaktionistischen**“ Nenner: Personen werden zugleich als Subjekte und Objekte ihrer Umwelt begriffen, und Handeln gilt als der Ort der Interaktion von Person und Umwelt⁵. Hier liegt nicht das Problem. Es beginnt erst auf der Ebene von Theorien im engeren Sinne, die pluralistisch für ein- und dieselbe Studie in Anspruch genommen werden und deren ursprüngliche Herkunft aus einer der zuvor abgelehnten **Theoriefamilien** bzw. Paradigmen häufig nicht zu leugnen ist. Schwierigkeiten zeigen sich erst recht auf der Ebene von Operationalisierungen, **Untersuchungsdesigns** und Auswertungsmethoden, deren implizite Theorien ebenfalls häufig den eigentlich präferierten interaktionistischen Annahmen entgegenlaufen. Besonders auf einen Widerspruch habe ich wiederholt hingewiesen: Einerseits sollen Merkmale der Person in ihrer Plastizität angesichts spezifischer (**z.B. Arbeits-)Umwelten** untersucht werden. Andererseits steht hinter der strikten Standardisierung von Befragungssituationen und den relativ kontextabgehobenen Itemformulierungen der meisten Untersuchungsinstrumente eine statische Konzeption „wahrer“ Eigenschaften. Mit den bekannten Maßnahmen zur Sicherung von Objektivität und Reliabilität soll zugleich Validität gesichert werden. In den hier gemeinten Fällen handelt es sich aber um das grundsätzliche Dilemma, daß (ökologische) Validität gerade **umso** weniger gesichert erscheint, je stärker man auf der Basis der anderen Gütekriterien operiert⁶. Mit der neuerdings zunehmenden situativen Spezifizierung bei der Konstruktion von **Meßinstrumenten** wird dieses grundsätzliche Dilemma nicht beseitigt. Auch wenn der Forscher Iteminhalte systematisch alltagsnah formuliert, ist er es, der seinerseits dieselben situativen Kontexte vorgibt, die für verschiedene Befragte eine höchst unterschiedliche subjektive Relevanz und Alltagsnähe besitzen können. Der Einwand gegen völlige Standardisierung (im Dienste der Objektivitätssicherung) bezieht sich

aber nicht bloß auf die ökologische Validität von Kontexten, sondern auch auf die psychologische Dimensionierung der Merkmale (Eigenschaften, Selbstkonzepte, Attitüden, Überzeugungen, **Bewußtseinsformen** usw.), die sich nur in Interaktion mit diesen Kontexten manifestieren. Genauer gesagt, es wird der Einwand erhoben, daß der Forscher dem Untersuchten von der impliziten Dimensionierung in den Fragen bis hin zur Vorgabe fester Antwortalternativen a priori das kategoriale System aufzwingt, welches dann auch der Auswertung zugrunde liegt. Die Erhebung wird also bereits allzusehr von der Ökonomie der Auswertung⁷ her bestimmt, und es ist nach der fremden Strukturierungsvorgabe nicht mehr überprüfbar, inwieweit der Untersuchte selbst ganz andere kategoriale Schemata bevorzugt.

Während Befragungsmethodik und Testdiagnostik mit derart starker Vorstrukturierung eigentlich auf einem statisch-deterministischen Paradigma beruhen – eine Implikation der Methode, über die sich der Forscher mit explizit interaktionistischer Position möglicherweise nicht recht im klaren ist –, scheint mir auch der Gegenpol⁸ einer gleichbleibend völlig offenen bzw. narrativen Befragung nur auf den ersten Blick mit dem interaktionistischen Paradigma vereinbar zu sein: Wenn der Forscher Person-Umwelt-Interaktionen und die Vorstellungswelt seines Untersuchten für einzigartig hält und methodisch eine radikal idiographische Perspektive wählt, wird er versuchen, die Erhebung ganz und gar von den eigenen wissenschaftlichen Vorurteilen freizuhalten, um die komplexe (eben nicht a priori atomistisch zerlegte) Realität der „fremden“ Deutungsmuster rein und unverzerrt zutage zu fördern. Während bei allzu starker Vorstrukturierung gesagt werden kann, daß die Auswertung immer schon vor der Erhebung begonnen hat, wird in diesem Fall die Erhebung programmatisch als theorielos deklariert und der Forscher trägt wissenschaftliche Kategorien allenfalls in der Auswertung an das scheinbar unverfälscht gewonnene Material heran, bzw. er gewinnt seine Dimensionierung erst aus dem Material⁹. In der Literatur zu offenen Erhebungsstrategien und/oder qualitativen Auswertungsverfahren¹⁰ wird (bei z.T. gleichzeitig starker Abgrenzung gegenüber dem dominierenden Methodenkanon) auf folgendes Problem innerhalb des methodisch interpretativen Rahmens nicht deutlich hingewiesen: Je stärker man das Offenheitspostulat betont – bis hin zum eben genannten Extremfall –, desto stärker läuft man Gefahr, das ebenfalls innerhalb des interpretativen Rahmens betonte Prinzip der Kommunikation zu ignorieren: daß nämlich der Forscher/Untersucher (bzw. sein Instrumentarium) immer in irgendeiner Weise strukturiert und an der kommunikativen Erzeugung der Daten beteiligt ist. Auch das, was vom Forscher als Offenheit gemeint ist, wird in irgendeiner, u.U. sehr un-

terschiedlichen Weise als Kommunikation vom Befragten interpretiert.

Überträgt man das interaktionistische Paradigma konsequent auf Interaktion und Kommunikation im Forschungsprozeß selbst, so wäre dieser Prozeß auch aus der Perspektive der Untersuchten und ihrer vermutlich unterschiedlichen Vorstellungsmuster zu reflektieren. Eben dies geschieht nur ungenügend innerhalb der **beiden** bislang genannten Erhebungsstrategien. Bei starker Vorstrukturierung aufgrund implizit deterministisch statischer Annahmen dürfte man zwar den Befragten mit ebensolchen Vorstellungsmustern, nicht jedoch denjenigen mit interaktionistisch dynamischen Vorstellungen" gerecht werden. Und umgekehrt wird man mit einem durchgängig offenen Vorgehen Befragte mit solchen Denkstrukturen bevorzugen, die sich eben nur unter diesen Bedingungen narrativ entfalten lassen; aber man verfehlt wahrscheinlich diejenigen Personen, die es nicht gewohnt sind, mit derart offenen Situationen umzugehen oder deren Vorstellungen nur mit Hilfe einer stärkeren Vorgabe von Fragen und Antwortalternativen zum Vorschein kommen.

2. Die Datengenierung als Abstimmungsprozeß von Vorstellungen des Forschers und des Befragten

Die hier für sinnvoll gehaltene Forschungsstrategie liegt zwischen den **beiden** skizzierten Extrema. Einerseits kommt der Forscher nicht umhin, zumindest ansatzweise eine Heuristik zu entwickeln bzw. bereits *ex ante* inhaltliche Ubelegungen anzustellen, um dann seinerseits bewußt die Situation zurechtgeschnitten auf jeden Untersuchten zu gestalten. Gerade um dessen Strukturierung der Forschungsinhalte zur Geltung zu bringen, wird er mit seiner eigenen Strukturierung nicht **ausschließlich** vor oder ausschließlich nach der Erhebung, **sondern** vor allem auch in der Erhebung ansetzen. Beide, Forscher wie Untersuchter, bringen einerseits jeweils ihre eigenen kategorialen Schemata und das entsprechende **Strukturierungspotential** ein. Es geht aber um den Untersuchten. Damit er sich optimal entfalten kann, bedarf es bestimmter vorstrukturierender Maßnahmen des Forschers. Angestrebt wird also eine Ausgestaltung der Erhebungssituation, die den interindividuellen Differenzen auf **seiten** der Befragten möglichst weit entspricht. Gegen die Auslegung vom Postulat der Objektivität oder Vergleichbarkeit der Interviewsituation in Form der üblichen Standardisierung durch relativ strikte Vorgaben läßt sich einwenden, **daß** die äußerlich gleiche Situation für Personen mit unterschiedlichen Relevanz- und Persönlichkeitsstrukturen höchst unterschiedlich

ist. Dasselbe gilt selbstverständlich für die offene Situation, wenn sie nur als Gegenpol zur strukturierten oder geschlossenen verstanden wird. Von Vergleichbarkeit der Erhebungssituation ist hier dagegen die Rede, wenn man in gleichem Ausmaß den unterschiedlichen Persönlichkeiten und Deutungsmustern von Befragten entgegenkommt: wenn man **z.B.** den Befragten mit deterministischen Vorstellungen ebenso gerecht wird wie solchen mit interaktionistisch-dialektischen Vorstellungen bzw. wenn man zumindest auf unterschiedliche Arten der Verbalisierung und Selbstexploration des Befragten gleich sensitiv, und **d.h.** in unterschiedlicher Weise strukturierend eingeht.

Ähnlich wie eine bestimmte Therapieform als „**klientenzentriert**“ bezeichnet wird, könnte man den hier intendierten **Abstimmungsprozeß** auch als „**befragtenzentriert**“ kennzeichnen. Und die Analogie zu dieser **Therapieform**¹² wird für das Interview eine Art der **Gesprächsführung** vorgeschlagen, die dieser Intention am ehesten entgegenkommt:

Der Interviewer sollte zunächst generell sehr offen vorgehen; **d.h.** nach einer Frage, die ein Thema bzw. einen inhaltlich weiten Komplex eröffnet und die dem Befragten ein Höchstmaß an Freiheitsgraden **beläßt**, könnte er zunächst einmal abwarten, ob und in welchem Maße ein Befragter von sich aus verbalisiert und strukturiert. Erst danach wäre dann flexibel das **Ausmaß** der eigenen **Strukturierung** und Spezifizierung mit der des Befragten und mit dessen **darin u.U.** zum Ausdruck kommenden Relevanzstrukturen abzustimmen. Für den Befragten, der auf eine ganz offene Eingangsfrage von sich aus mit narrativen Sequenzen beginnt, sind weitere spezifischere Fragen eventuell gar nicht mehr oder nur **z.T.** erforderlich. Anstelle der Frageform wäre es jedoch angebracht, der Interviewer würde sensibel angepaßt an den Redestil des Befragten noch einmal die **Äußerungen** paraphrasieren, die zwar als Antwort auf seine im Leitfaden vorgesehenen Fragen gelten können, die vom Befragten jedoch ohne diese Fragen und in anderer Reihenfolge als dort vorgesehen geäußert wurden. Für den Erzähler signalisieren derartige Paraphrasierungen am deutlichsten die Anteilnahme des Zuhörers, und der Interviewer vergewissert sich seinerseits noch einmal der Bedeutung einer Aussage, indem er sie in seinen **Worten**¹³ wiedergibt. Er kontrolliert sich selbst zugleich hinsichtlich einer Systematik und Reihenfolge, die **für** den Vergleich verschiedener Befragter erforderlich und deshalb im Leitfaden vorgegeben ist. Für solche Befragte, denen narrative Sequenzen anscheinend ungewohnt oder gar unangenehm sind, bleibt es dagegen bei der Reihenfolge und bei den exakten Formulierungen von Items, wie sie im Leitfaden fixiert **vorliegen**¹⁴. Darüber hinaus kann es sogar hilfreich sein, wenn der Interviewer denkbare „Stimuli“, Pole, Alternativen oder Tendenzbeschreibungen für Antworten vorab bereithält und sie gegebenenfalls auch anbietet, um dem Befragten die Verbalisierung zu erleichtern.

3. Offenes Forschungsinterview und klientenzentrierte Therapie. Bemerkungen zu Ähnlichkeiten und Unterschieden.

Die allgemeineren Ausführungen mündeten zuletzt bereits in forschungspragmatische Vorschläge für ein flexibles **Interviewerverhalten** ein. Die Flexibilität betrifft die *Inhalte* der Kommunikation, die mehr oder minder stark vorgegeben und vorstrukturiert werden, um jedem Befragten gleich günstige Bedingungen für die Entfaltung seiner Vorstellungsinhalte zu ermöglichen. Die dabei leitende Analogie zwischen klientenzentrierter Therapie und Forschungsinterview soll nun in einem eigenen Abschnitt noch etwas genauer und gestützt auf die eigenen Erfahrungen ausgelotet werden. Und neben der inhaltlichen Ebene von Kommunikation muß auch die (davon nur analytisch zu trennende) Ebene der *Beziehung* zwischen den Kommunikationspartnern thematisiert werden. Vor allem um diese Ebene geht es dann auch in den weiteren Abschnitten (4 und 5).

Zuerst möchte ich auf einige der Rahmenbedingungen von Therapie bzw. Interviews hinweisen: Im Gegensatz zum Therapeuten, der zwar feste Sitzungen vereinbart, aber der die Gesamtdauer der Therapie offenhalten kann, steht dem Interviewer nicht beliebig Zeit zur Verfügung. In unseren eigenen Erhebungen handelte es sich allerdings nicht um einzelne Interviews, sondern um ganze Interviewserien mit ein- und demselben Befragten (der zudem bei der Arbeit beobachtet wurde, über den Gespräche mit anderen Personen geführt wurden usw.). Weiter bestimmen Befragte meistens nicht ihrerseits derart stark die Gespräche wie Klienten in der Gesprächstherapie. Das beginnt bereits mit der Wahl des Gesprächsgegenstandes etwa in sehr offenen oder narrativen Interviews. Dem Interviewer sitzen zudem in der Regel keine Personen gegenüber, die aufgrund ihres Leidensdruckes etwas von ihm „wollen“; sondern umgekehrt geht die Initiative vom Interviewer bzw. Forscher aus. Er ist es, der etwas von seinem Gesprächspartner wissen, erfahren, aus ihm „herausholen“ will.

Die Realisierung von Empathie

In der Therapie wie im offenen Interview ist das Empathie-Postulat für das Handeln des Therapeuten bzw. Interviewers ausschlaggebend. Ebenso, wie ein Denken und Handeln des Therapeuten vom inneren „frame of reference“ des Klienten her gefordert wird, steht die Vorstellungswelt des Befragten im Mittelpunkt interpretativer Erhebungsverfahren. Auch im offenen oder narrativen Interview gilt es, den inneren Bezugsrahmen des Befragten nicht durch das kategoriale System und durch Wertungen des Forschers zu verstellen. Die spezifischeren Forderungen für offene Interviews und die Therapie sind

einander entsprechend ähnlich, soweit sie sich aus diesem zentralen Postulat ableiten lassen¹⁵.

Ein wichtiger Unterschied besteht jedoch **darin, daß** Empathie in Interviews in der Regel nicht in einem derart starken Ausmaß wie in der **Gesprächspsychotherapie** auf die emotionale Befindlichkeit des Befragten bzw. Klienten zielt; und **daß** folglich entsprechend auf emotionale Erlebnisinhalte gerichtete **Verbalisierungen**¹⁶ nicht derart im Vordergrund stehen. In vielen unserer eigenen Interviewkomplexe waren wir ebenso stark an reinen Deskriptionen von Ereignissen und Prozessen sowie an „Denk“-Inhalten interessiert. Es ist nicht das Ziel, im Interview systematisch eine schnelle und intensive **Verhaltensmodifikation** herbeizuführen. Sicher **sollen** auch hier Bedingungen **für** eine optimale, punktuelle Selbstexploration des Befragten geschaffen werden. Die unter diesen Bedingungen berichteten „Tatbestände“ können aber bereits per se als Information interessant sein. Ob dann weiter die Tatbestände mit oder ohne Bezug zur eigenen Person und eigenen Gefühlen berichtet werden“, kann ebenfalls ein bedeutsames Faktum sein. Es ist jedoch Ergebnis bzw. eine abschließende Antwort auf u.U. spezifischere, direkte Fragen nach Emotionen – nicht der Beginn eines erst **daran** anschließenden, viel tiefergehenden explorativen Prozesses.

Trotz dieser fehlenden Einengung auf emotionale Erlebnisinhalte erwiesen sich die entsprechenden Handlungsanweisungen **für** Therapeuten auch **für** unsere Zwecke in der **Interviewerschulung** als hilfreich – besonders die Abgrenzung von Verbalisierungen gegenüber den negativen Extrema einer bloß echohaften Wiederholung einerseits sowie einer allzu stark und durchgängig wertenden Stellungnahme andererseits.

Das Dilemma zwischen Empathie und Lenkung

In der Therapie kann sich der Therapeut auf (fast) alle Nuancen in der emotionalen Dimension konzentrieren. Die Erweiterung der Aufmerksamkeit des Interviewers auf jegliche Deskription und Evaluation, nicht nur die emotionale, wird notwendig mit einem Verlust an Breite und Tiefe gerade in dieser Dimension erkaufte. Da es außerdem kaum möglich erscheint, auf wirklich alles im Detail einzugehen, was manche Befragte erzählen, wird die Erweiterung zusätzlich mit stärker selektiven Paraphrasierungen und **d.h.** mit stärkerer Lenkung erkaufte. Zumindest der Interviewer, der sich einem sehr gesprächigen Befragten gegenüberstellt, wird sich bei seiner Selektion an seinen eigenen Interessen, also am Leitfaden mit den dort vorgegebenen Themen und Fragekomplexen orientieren.

Natürlich gibt sich auch der erfahrene Therapeut nicht der Illusion hin, er sei absolut nondirektiv. Gerade mit seiner Empathie lenkt er den Klienten in einer spezifischen Weise, sich selbst stärker zu explorieren. Dieser prinzipielle Widerspruch einer empathisch-nondirektiven Lenkung stellt sich aber im Interview viel scharfer. Während die Therapiesituation von vornherein als nicht alltägliche Kommunikation über belastende, außergewöhnliche oder intime Themen gilt, wird die **Interviewsituation** stärker als „normale“ Situation deklariert und auch so wahrgenommen. Anders als in „normalen“ Gesprächen kann jedoch die **nondirektive Art der Gesprächsführung** die Selektivität und die Steuerung der **inhaltslichen Richtungen** des Gesprächs sehr verschleiern. Dieses Problem **läßt** sich nicht **völlig** lösen; aber es **läßt** sich mit der Rollentrennung **zweier** Interviewer und durch Metakommunikation, die dem Befragten gegenüber Transparenz erzeugt, zumindest mildern (vgl. dazu den Abschnitt 4).

Das Dilemma zwischen Empathie und Selbstkongruenz

Ebenso wie in der Therapeutenausbildung erscheint es für Interviewer ohne die Erfahrung längerer Serien von Interviews mit demselben Befragten nur schwer vorstellbar, daß er Verständnis und Wertschätzung „echt“ signalisieren kann angesichts eines Gesprächspartners, den er spontan als unsympatisch empfindet. Auf der verbalen Ebene scheint sich das Problem zuzuspitzen, wenn der Befragte Äußerungen macht, die den eigenen Anschauungen diametral entgegengesetzt sind. Das „Sich-Selbst-Einbringen“ und d.h. nicht nur das nonverbale Andeuten eigener Gefühle, sondern auch eine verbal wertende Stellungnahme erscheint in solchem Fall eigentlich im Sinne von Selbstkongruenzgeboten.

Natürlich stellte sich dies Problem auch zu Beginn unserer Interviews; und sicherlich war es nicht jedem Interviewer möglich, jedem Befragten durchgängig ein gleiches Ausmaß an Sympathie und Empathie entgegenzubringen. Wie in der Therapie relativierte sich diese Problematik jedoch sehr stark in unseren Interviews über den gesamten Erhebungsverlauf hinweg. In diesem Punkt ist die **Ähnlichkeit** zwischen **unseren** Interviews und der Therapie sogar viel größer als die mit offenen Interviews in fast allen anderen der mir bekannten Studien, wo es nur punktuelle Kontakte an einem einzigen Termin oder zu eingegrenzten Themen gibt. In den (Ausnahme-)Fällen, wo ein Interviewer einen Befragten spontan „nicht mochte“, erfuhr er in unseren eigenen Interviewserien schon bald sehr viel aus dessen Alltag und aus dessen Biographie. Es war immer möglich, zu sehr plausiblen Erklärungen darüber zu kommen, wie Befragte zu dem geworden waren, was sie zur Zeit „waren“ bzw. wie sie sich auch im Interview darstellten. Außerdem lernten wir sie in ihrer eigenen Umgebung, in ihrer Wohnung und in der Interaktion mit Eltern, Freundinnen oder Frauen besser verstehen.

Das Verständnis wuchs also mit zunehmender Vertrautheit und zunehmenden Informationen zur personalen Identität auch in jenen Fällen, in denen es bei **z.T.** konfligierenden Anschauungen blieb. Diese Erfahrung scheint unmittelbar und in dem Maße **verallgemeinerbar** zu sein, wie die für Interviews verfügbare Zeit sowie die inhaltlich biographische Ausrichtung zunehmen.

Die flexible Rollenteilung bei zwei Interviewern erwies sich auch hier als hilfreich. Da sich die Interviewer untereinander wesentlich besser und länger kannten als den Befragten, **war** jeder gegenüber Nuancen in der Stimmqualität oder Mimik des jeweils anderen relativ sensitiv, konnte dessen Probleme bei der Realisierung von Selbstkongruenz antizipieren und dann gegebenenfalls durch eine stärkere Gesprächsführung seinerseits kompensieren. Im übrigen sei angemerkt, **daß** eine allzu konsequente Realisierung von Selbstkongruenz gerade in den (ersten) **Interviews**, in denen alle Gesprächspartner noch nicht so gut miteinander vertraut sind, auch zensierend wirken kann.

Inkonsistenz bei der Realisierung nondirektiven Verhaltens

Hinsichtlich der Inkonsistenz bei der Realisierung nondirektiven Verhaltens ähnelten unsere Interviewverläufe insgesamt mehr manchen therapeutischen Prozessen als der einmalig stattfindenden **Datenerhebung** des in sich konsistenten Interviews offener oder narrativer Art. Gemeint ist hier aber nicht die Flexibilität des' Therapeuten wie die des Interviewers angesichts unterschiedlicher Vorstellungen und Erwartungen von Klient zu Klient bzw. von Befragtem zu Befragtem. Es geht vielmehr um die Inkonsistenz innerhalb eines Interviews oder um die von Interview zu Interview bei demselben Befragten.

Die punktuelle Abweichung des (sehr erfahrenen) Therapeuten vom **Basisverhalten** bei demselben Klienten kann sich auf lenkende, ja sogar auf bewußt provozierende, konfrontierende Äußerung erstrecken. Von Klientenzentrierung kann noch insofern gesprochen werden, als diese Abweichung immer im nachhinein, nämlich auf spezifische Äußerungen des Klienten mit **u.U.** spezifischer Symptomatik erfolgt. In unserer Gesamtabfolge von Interviews stand demgegenüber von vornherein und aus guten Gründen eine Inkonsistenz im Ausmaß an Offenheit bzw. Strukturierung fest: Biographische Fragesequenzen, die **z.T.** mehr explorative Funktion hatten, wurden ganz ausdrücklich als **befragtenzentriert** konzipiert und an den Anfang der längeren Interviewserien gestellt. Die Befragten erzählten hier orientiert an Lebensbereichen und an der Zeitstruktur vor allem das, was in **ihrem** kategorialen System als wichtig erschien.

Allerdings sei an dieser Stelle sehr nachdrücklich auf einen Punkt von prinzipieller Bedeutung hingewiesen: Eine solche, relativ offene Form des Interviews erscheint nicht ausschließlich im „Entdeckungs“- sondern auch im „Begründungszusammenhang“ vielfach unumgänglich zu sein. Es wäre ein Irrtum, wollte man das stärker offene Interview ausschließlich im Dienste der Exploration bzw. **Hypothesengenerierung** und das geschlossene Interview ebenso ausschließlich im Dienste der Hypothesenüberprüfung einsetzen.

Um nur ein Beispiel aus unserer eigenen Forschungsarbeit zu nennen (vgl. auch Hoff und Hohner 1982): Will man etwa überprüfen, ob Personen interne und/oder externe **und/oder** fatalistische Kontrollüberzeugungen haben, d.h. an eine Determination ihres Lebens und Handelns durch „innere“ oder „äußere“ **Kräfte/Mächte** bzw. durch das Schicksal glauben, so kann man natürlich **multiple-choice**-Fragen vorlegen. Falls es jedoch daneben auch Personen gibt, die an ein spezifisches Zusammenspiel all dieser Faktoren glauben, so würde diese **Frageform** a priori die Erfassung einer solchen Form von **Kontrollbewußtsein** verhindern. Angemessen sind hier allein „Wie“-Fragen nach der möglichen Art eines derartigen Zusammenspiels. In diesem Fall ergibt sich also eine viel offenere Form der Befragung zwangsläufig aus der theoretischen **Begrifflichkeit** und den Vorannahmen des Forschers, und sie wird eindeutig im Dienste der Begründung bzw. Widerlegung eingesetzt.

Damit komme ich auf das hier diskutierte Problem bei der Realisierung nondirektiven Verhaltens zurück: In vielen Fällen erzwingt bekanntlich das kategoriale System des Forschers bzw. Untersuchers umgekehrt eine stärkere Strukturierung, die nun möglicherweise von demselben Befragten, der sich zuvor „frei“ entfalten konnte, als Bruch empfunden wird. In unseren eigenen Interviews traten dann auch prompt alle Probleme einer „**Leitfadenbürokratie**“ auf, wie sie in der Literatur (Hopf 1978) genannt werden. Die Probleme lassen sich auch als „**Verstöße**“ gegen therapeutisches Basisverhalten beschreiben: Der Interviewer unterbrach den Befragten, er nahm u.U. sogar wertend Stellung und lenkte bisweilen stark. Ein noch anderes, nämlich z.T. konfrontierendes Vorgehen wurde in einem Interview gewählt, in dem es um moralische Konflikte ging, zu denen die Befragten nicht bloß Stellung beziehen, sondern auch ihre Urteile begründen sollten (um eine Auswertung sensu Kohlberg zu ermöglichen).

Vor allem dieses Spannungsverhältnis zwischen stärker vorstrukturierten und offenen Interviews oder Interviewteilen konnte durch die Konstellation **zweier Interviewer**, auf die ich im nächsten Abschnitt noch genauer eingehe, zumindest entschärft werden. In den stärker vorstrukturierten Teilen konnte das Vorgehen des **gesprächsführenden** Interviewers metakommunikativ vom anderen **Inter-**

wiewer begleitet werden. Indem dieser kommentierend und **z.T.** korrigierend den Fragestil des Kollegen relativierte und ihn in Beziehung zu den jeweils unterschiedlichen Zielen und Themen der Leitfaden setzte, wurde ein solcher **Gesprächsstil** nicht zugleich als Ausdruck von Inkonsistenz in der persönlichen Wertschätzung und Selbstkongruenz empfunden. Aber selbst dann, wenn **z.B.** der zweite Interviewer lediglich zuhörte, hatten die „Verstöße“ gegen das **nondirektive** Verhalten in den strukturierten Interviews nach dem gegenseitigen Vertrauen, welches bereits in den vorangegangenen Sitzungen entstanden war, in unseren eigenen Erhebungen kaum Folgen (soweit man die Frage nach Folgen überhaupt präziser als mit dem Verweis auf **atmosphärische** Eindrücke beantworten kann). Vielleicht wurden solche Verstöße im späteren Verlauf der **Gesamtabfolge** geradezu als Zeichen von **Selbstkongruenz** interpretiert. Nicht die Analyse einzelner Passagen, wohl aber die der gesamten **Interviewprotokolle** bestätigte unsere Eindrücke **aus** den Interviews selbst: Es war erstaunlich, wie sehr sich die meisten Befragten auch ohne Realisierung eines optimalen **Interviewerverhaltens** – aber offensichtlich auf der zuvor entstandenen Basis des Gefühls, **daß** wir sie verstehen wollten – immer wieder letztlich durchsetzten, sich verbal behaupteten, sich explorierten und ihrerseits auf abgebrochene, wichtige Gedankengänge zurückkamen.

4. Kommunikation und Metakommunikation im Interview mit zwei Interviewern

Eben war schon mit Vorgriff auf den nun folgenden Abschnitt von der Kommunikation im offenen Interview mit zwei Interviewern die Rede gewesen. Die Erfahrungen dazu sollen nun etwas systematischer behandelt werden, da es meines Wissens zu dieser spezifischen **Befragungsform**¹⁸ und außerdem zur kommunikationstheoretischen Analyse des Interviews im **allgemeinen**¹⁹ kaum Hinweise in der Literatur gibt. Die weitreichende Veränderung von der sonst (in Interviews wie Therapien) üblichen dyadischen zur triadischen Konstellation ist zwar sehr wichtig für die einzelnen Phänomene, auf die im folgenden noch gesondert hingewiesen wird: auf „Duzen“^u und „Siezen“^N; auf die persönlichen Informationen, die der Interviewer gegenüber dem Befragten „hergibt“^a; und auf unterschiedliche Arten von Metakommunikation, in denen sich die Verschränkung von **Inhalts-** und Beziehungsaspekten im Interview am stärksten äußert. Aber auch der aus bestimmten Gründen weiterhin an der dyadischen Konstellation festhaltende Forscher kann vielleicht Gewinn aus der Beschreibung dieser Phänomene ziehen: Einige stärker implizite, aber gleichwohl wichtige Prozesse und Probleme auch der dyadischen Konstellation kommen in der triadischen Konstellation ganz deutlich zum Vorschein und bieten so u.U. erst die Möglichkeit einer reflexiven Bearbeitung.

Generelle Hinweise zur triadischen Konstellation

In der Dreierkonstellation ist neben der Kommunikation zwischen Interviewer und Befragtem die Kommunikation von **Interviewer** zu Interviewer möglich, die aber ihrerseits immer auch zugleich eine Kommunikation mit dem Befragten darstellt. Der wesentliche Unterschied zur Dyade liegt in dieser Kommunikationserweiterung um Formen von grundsätzlich anderer Qualität. Es kann sich dann, wenn sich Interviewer A gegenüber Interviewer B äußert, *erstens* um eine intendierte Botschaft an den Befragten mit Priorität auf der **Inhalts-**ebene handeln. Die besondere Form des indirekten Ansprechens über einen anderen Gesprächspartner kann den eigentlich gemeinten Partner **u.U.** angstfreier machen und ihn dazu bewegen, in das Gespräch „einzusteigen^b“. Diese Form kann außerdem den Inhalt kommentieren, relativieren und damit dem Befragten **Aussagespiel-**räume eröffnen. (Der Therapeut benutzt übrigens bisweilen einen analogen „Kunstgriff“. Er simuliert in der Dyade eine Triade, indem er sich quasi aufteilt und mit sich selbst Zwiesprache vor dem nunmehr „dritten^b“ Gesprächspartner hält.) Inhalte, die vielleicht relativiert werden müssen, die unklar, ambig, heikel, kompliziert oder unangenehm sind, können als solche allein dadurch kenntlich gemacht werden, daß sie **gewissermaßen** tentativ und einführend durch die Interviewer erörtert werden. Aber auch die deutlichere Metakommunikation (die unten noch einmal beschrieben wird) kann in der Triade sehr erleichtert werden. In unseren eigenen Interviews erwies es sich nicht nur für den Befragten, sondern auch für die Interviewer als entlastend, wenn sie sich **z.B.** zunächst gegenseitig fragen konnten: „**Ist** das verständlich, wenn man danach fragt, **ob/wie/warum...**“? „Kann man überhaupt **sagen/fragen, daß...**“? usw. ...

Neben derartigen Möglichkeiten, über die Kommunikation untereinander indirekt inhaltlich mit dem Befragten ins Gespräch zu kommen, gibt es jedoch *zweitens* die „echte“ inhaltliche Kommunikation der Interviewer untereinander. Auch in diesem Fall ist es nicht ausgeschlossen, daß es sich zugleich um eine intendierte Botschaft an den Befragten handelt – nunmehr aber mit Priorität auf der **Beziehungs-**ebene. In der Regel wird jedoch vermutlich ohne Absicht und **nicht-**bewußt eine Beziehungsdefinition signalisiert, die man folgendermaßen kennzeichnen könnte: Wenn sich die **Interviewer** „normal“ unterhalten, so wird damit auch für die gesamte Dreierkonstellation stärker der Charakter einer „normalen“ Gesprächssituation unterstrichen. Die Ausgestaltung einer symmetrischen Beziehung der Interviewer untereinander steht als Modell **für** die insgesamt möglichst ebenfalls symmetrische Beziehung zwischen ihnen und dem

Befragten. Der Vergleich mit diesem in derselben Situation realisierten Modell zwingt gewissermaßen dazu, es gar nicht zur Asymmetrie eines „Verhörs“ kommen zu lassen²⁰. Andernfalls würden beide Interviewer als Personen unglaublich, weil sie sich als inkonsistent Handelnde in konfligierenden Situations- und Rollensegmenten präsentieren würden.

Zur Unterscheidung der triadischen von den dyadischen Interviewsituation muß *drittens* erwähnt werden, daß die Komplexität der Kommunikation nicht einfach linear zunimmt, sondern daß sie sich potenziert. Das betrifft vor allem das Zusammenspiel, die Konsistenz oder Inkonsistenz von verbaler und nonverbaler Kommunikation.

Z.B. kann zwar die verbale Kommunikation wie üblich zwischen dem **gesprächs-**führenden Interviewer und dem Befragten verlaufen. Über Augenkontakte, Gestik und Mimik kann jedoch ebenfalls mit dem dritten Anwesenden **kommuniziert** werden – sei es, um mehr oder minder **bewußt** den Inhalt einer verbalen Äußerung zu kommentieren, sei es, um die **Atmosphäre** insgesamt durch den Einbezug aller Anwesenden „normal“ zu **gestalten**²¹. Aus dem letztgenannten Grund ist bereits die Sitzordnung in Interviews keineswegs gleichgültig. **Anstatt** dem Befragten als Block „gegenüber“ sitzen zu müssen, bevorzugten wir **z.B.** in unseren eigenen Befragungen die deutliche Dreiecks- bzw. Kreisform, um auch zwischen den Interviewern und damit insgesamt eine symmetrische verbale und nonverbale Kommunikationsstruktur aller Teilnehmer untereinander zu erleichtern.

Bevor auf einige besondere Aspekte der Kommunikation eingegangen wird, sei an dieser Stelle noch *viertens* auf die mögliche Flexibilität bei der Rollenverteilung der Interviewer hingewiesen: Es gab in unseren eigenen Interviews zwar einen Interviewer, der in fast sämtlichen Kontakten mit demselben Befragten (möglichst auch bei anderen Erhebungen, **z.B.** bei Arbeitsbeobachtungen) anwesend war. Gleichwohl übernahm er nicht durchgängig die Gesprächsführung, sondern pro Interview wechselten sich in der Regel beide Interviewer ab: Während der eine den mehr strukturierenden, lenkenden, **leit-**fadenorientierten Part innehatte, übernahm der andere den mehr zuhörenden, empathischen, befragtenzentrierten Part. Die Wechsel fanden innerhalb eines Interviews gleichmäßig von Interviewteil zu **Interviewteil** statt.

Es muß jedoch angemerkt werden, **daß** damit nur ein grober Trend beschrieben wird. Natürlich soll und kann außerdem jeder Interviewer ebenso wie in der dyadischen Situation beide Rollen in einer Person realisieren – allerdings mit wechselndem Gewicht von Situation zu Situation. Die **Erleichterung** gegenüber der dyadischen Konstellation besteht **darin**, daß es nicht immer und unbedingt

um eine gleichzeitige Realisation von u.U. konfligierenden Forderungen geht. In unseren Interviews erforderten gerade Inhalt und Form vieler Fragen auch vom gesprächs-„führenden“ Interviewer ein äußerst befragtenzentriertes Vorgehen. Dann war es umgekehrt natürlich erforderlich, daß der zweite, ansonsten stärker zuhörende **Interviewer** auf den Leitfaden, auf die Zeit, auf das Einbringen früher angeschnittener Themen usw. achten konnte. In dieser Flexibilität, die allerdings eingespielte Interviewer-Teams voraussetzt, liegt die Stärke der triadischen Konstellation; damit läßt sich nicht nur das Dilemma zwischen Empathie und Lenkung, sondern auch das Spannungsverhältnis zwischen mehr und minder strukturierten Interviews bzw. Interviewteilen entschärfen.

„Duzen“ und „Siezen“

Die unterschiedlichen Formen der Anreden im Deutschen und deren Wandel im Zuge des allgemeineren Wandels der sozialen Umgangsformen macht eine Reflexion der damit verbundenen Fragen auch in der **Interviewsituation** erforderlich. Für pädagogische und therapeutische Interaktionen existiert hier anscheinend eine stärkere Problemsensitivität als für den Forschungsprozeß. Da es sich dabei um einen Punkt handelt, der nicht bloß bei längeren Befragungsserien, sondern generell bei dem Versuch wichtig wird, die Befragung im Sinne einer „normalen“ Kommunikation zu gestalten, seien auch hierzu die Erfahrungen aus unseren eigenen Befragungen mitgeteilt:

Wir hatten von vornherein damit gerechnet, daß es irgendwann bei manchem Befragten zur Anrede des „Du“ kommen würde²². Wir hatten jedoch nicht antizipiert, daß dies z.T. derart schnell und bei fast allen Befragten geschehen würde. Der Grund ergibt sich unmittelbar aus der eben beschriebenen, relativ symmetrischen Rollen- und Kommunikationsstruktur. Im Gegensatz zur Dyade zwingt bereits die Anrede der Interviewer untereinander (in unserem Fall war das „Du“ selbstverständlich) dazu, zumindest gedanklich sofort die Anrede innerhalb der **beiden** anderen Interaktionen der Triade zu thematisieren. Der tatsächliche Übergang vom „Sie“ zum „Du“ verlief dann so problemlos, daß wir ihn häufig erst im nachhinein rekonstruieren konnten. Eine ganz explizite und **metakommunikativ** thematisierte, in manchen Subkulturen stark ritualisierte Umstellung von „Sie“ auf das „Du“, wie sie in der Zweierkonstellation üblich ist, war nämlich gar nicht notwendig. (Sie kam auch vor, erschien aber unkompliziert.) Denn in der Dreierkonstellation ergab sich interessanterweise ein kaum bemerkbarer Übergang mit Hilfe der gleichzeitigen Anrede **zweier** Gesprächspartner durch den jeweils dritten. Vom „Ihr“ zum „Du“ war es dann nur noch ein kleiner Schritt. Besonders leicht fiel dieser Übergang bei einer der anderen, von uns verwendeten Erhebungsformen, bei der Arbeitsbeobachtung. Denn unsere Anwesenheit am Arbeitsplatz über einen oder zwei **volle** Arbeitstage hinweg dürfte die Befragten am ehesten von unserem Interesse an ihnen überzeugt und ihr Vertrauen gefördert haben. Vor allem aber war hier das „Du“ umgekehrt zwischen den

Arbeitskollegen selbstverständlich und brachte auch die „Beobachter“ vom „Sie“ über das „Ihr“ schnell zum „Du“²³.

Informationen zur Person der Interviewer

Die „normale“, symmetrische Kommunikation, die hier das Modell für die Interviewsituation abgibt, setzt voraus, daß die **Kommunikationspartner** gegenseitig übereinander Bescheid wissen bzw. daß sie einander zumindest die Bereitschaft signalisieren, etwas von ihrer „personalen Identität“ preiszugeben. Mit dem Terminus „personale Identität“ ist nun allerdings mehr gemeint als die bloß **kommunikationstheoretische** Definition von Echtheit/Selbstkongruenz als **Übereinstimmung** zwischen verschiedenen Kommunikationsebenen. Es geht nicht nur um eine zeitlich punktuell faßbare, sondern um eine langfristige Kongruenz der Person, wie sie sich nur in **lebensgeschichtlicher** Perspektive erschließt. Gerade dann, wenn Personen zu ihrer Biographie befragt werden, würde die Situation sehr asymmetrisch werden, wenn nicht auch der Interviewer seinerseits „**Identitätsaufhänger**“ (vgl. Goffman 1967) anbieten würde. Er sollte sich also nicht bloß als Rollenträger, sondern als unverwechselbare und d.h. als biographisch identifizierbare Person einbringen.

In unseren eigenen Interviews wurde bereits der Gesprächseinstieg **bewußt** in diesem Sinne strukturiert: Die Interviewer stellten sich nicht lediglich vor, sondern sie erzählten – in modellhafter Vorwegnahme dessen, was dann von den Befragten erwünscht wurde – bereits etwas ausführlicher aus ihrer Biographie und aus ihrem Alltag in möglichst all seinen Segmenten. Um keine (allzu) starke Asymmetrie im Wissen über die Person des Gesprächspartners, die sich mit der Asymmetrie von Macht auf der Beziehungsebene verbindet, aufkommen zu lassen, sollte außerdem deutlich geäußert werden, daß in vielen Hinsichten (im Sachwissen, z.B. über Arbeitsprozesse) sogar eine starke umgekehrte Asymmetrie bestand. Die Interviewer sollten sich hier noch vor Beginn der Gespräche als die weniger kompetenten Gesprächspartner ausweisen.

Im Verlauf der Befragungen erzählten die Interviewer schließlich dann, wenn das Gespräch auf sehr persönliche Themen beim Befragten kam (vor allem in den biographischen Interviewteilen), auch ihrerseits aus ihrer Vergangenheit – und dies möglichst beispielhaft nicht in verallgemeinerter Form („man“), sondern mit Bezug auf die eigenen Person („ich“). Entweder wurden bereits **Fragenkomplexe** in dieser Weise eingeleitet, oder persönliche Erfahrungen wurden in den **Erzählfluß** des Befragten, z.B. im **Anschluß** an **Paraphrasierungen** eingebracht. In diesen Fällen fielen die Realisierung von Empathie und die von **Selbstkongruenz** unmittelbar zusammen; anders **ausgedrückt**: Das „Sich-Selbst-Einbringen“ auf der inhaltlichen Ebene signalisierte zugleich Verständnis und eine gute Beziehung zum Gesprächspartner.

An dieser Stelle soll jedoch auf ein interessantes Phänomen aufmerksam gemacht werden, das sich erst allmählich im Verlauf der gesamten Erhebungsphase herausbildete. Es zeigte sich nämlich zunehmend ein gewisser Widerspruch zwischen gleichzeitigen Aspekten von **Echtheit/Selbstkongruenz**.

In den ersten Interviews mit den ersten Befragten erfolgte das eben genannte „Sich-Einbringen“, die Preisgabe persönlicher Informationen seitens der Interviewer zugleich echt im Sinne von spontan. **D.h.** Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den eigenen Erfahrungen und denen des Befragten wurden von den Interviewern quasi entdeckt und **z.T.** mit unmittelbarem Engagement oder gar Betroffenheit hergestellt. Dieses Einbringen persönlicher Informationen mußte aber notgedrungen mit Wiederholungen weniger spontan werden. Es konnte bisweilen sogar zur „**Technik**“ gerinnen; um es pointiert **auszudrücken**: Spontaneität wurde gezielt und **d.h.** nicht-spontan eingesetzt. Denn für jeden Befragten war jedes Interview neu; **für** die Interviewer wurde es dagegen von einem Befragten zum anderen vertrauter. Jeder Interviewer entwickelte bald „sein“ festes Repertoire, „seine“ Standardthemen angesichts ganz bestimmter Inhaltsbereiche im Leitfaden. Hier liegt vielleicht der einzige Nachteil der triadischen gegenüber der dyadischen Konstellation: die Befragten wechseln, aber die Interviewer bleiben in vertrauter Kooperation; jeder Interviewer ist Zeuge der Wiederholungen des anderen. Dessen reale Anwesenheit zwingt stärker dazu, sich auch mit dessen Augen bei den eigenen Wiederholungen zu beobachten. Ein solches role-taking kann Spontaneität im Keim ersticken.

Als uns in unseren eigenen Interviews klar wurde, **daß** es sich um ein wohl nicht auflösbares Problem handelt, welches zudem die wechselnden Befragten weniger tangierte als uns selbst, bestand auch kaum mehr ein Problemdruck. Abgesehen davon bot sich auch hier als einziger Ausweg die Thematisierung des Problems selbst auf meta-kommunikativer Ebene an; **d.h.** die Interviewer konnten sich selbst oder sich gegenseitig in ihren Wiederholungen kommentieren²⁴.

Metakommunikation der Interviewer

Mit dem letzten Hinweis wurde wieder einmal auf die Möglichkeit verwiesen, die Kommunikation im Interview selbst zum Gegenstand von Kommunikation zu machen – und dies ebenfalls im Rahmen des Interviews. Alle bereits genannten derartigen Möglichkeiten sollen noch einmal zusammenfassend aufgezählt werden. Sie können nun systematisch auch danach unterschieden werden, inwieweit sie direkt oder indirekt, mehr oder minder gezielt von **seiten** der Interviewer eingesetzt werden. Die Dreierkonstellation – **darauf** war eingangs hingewiesen worden – begünstigt in besonderer Weise indirekte, gleichsam automatisch in diese Richtung ablaufende Prozesse.

Direkt und gezielt können *erstens* die Befragten selbst dazu aufgefordert werden, dem Interviewer mitzuteilen, wie sie einzelne Fragen, Interviewteile, ganze Interviews oder den bisherigen Erhebungsverlauf empfinden; und weiter: wie sie den Interviewer bei welcher Interviewsequenz erleben. Dazu kann nicht nur prospektiv und einmalig vor der Erhebung, sondern vor allem auch retrospektiv nach den einzelnen Interviews ermuntert werden. Die Funktion dieser Aufforderung, tatsächlich eine Rückmeldung zu erhalten, ist vermutlich weniger wichtig als die metakommunikative Funktion im Sinne einer Beziehungsdefinition. Immer von neuem wird damit klargestellt, daß der Wissenschaftler/Interviewer nicht alles im Grunde schon vorher weiß, sondern tatsächlich den Befragten als kompetenten Experten begreift.

Indirekt können die Interviewer *zweitens* die Befragten zur Metakommunikation auffordern, indem sie selbst zuerst über die Kommunikation sprechen. Sie können sich entweder selbst explorieren und **z.B.** gegen Ende des Interviews verbalisieren, daß sie Mühe hätten, „**bei** der Sache zu bleiben“, sich auf den Leitfaden zu konzentrieren usw. Das **kam** in unseren eigenen Interviews tatsächlich häufig vor, und in dieser inhaltlichen Äußerung wurde wiederum zugleich der Interviewer als Person transparent, der dem Befragten auf diese Weise exemplarisch die Möglichkeit des gleichen Verhaltens auf der Basis einer symmetrischen Beziehung signalisierte. Außerdem – und das kam bei unseren Befragungen ebenfalls häufig vor – können sich die Interviewer in die Befragten hineinversetzen und dann im Sinne eines solchen **role-taking** metakommunikativ verbalisieren²⁵.

Die Interviewer können *drittens* untereinander (aber über ihre Kommunikation mit dem Befragten) kommunizieren. Wie sie dabei zugleich ihre Beziehung zueinander definieren, ist hier nur insofern interessant, als dadurch wieder indirekt auch zugleich eine **Definition** der Beziehung zum Befragten angeboten wird. Diese Art der Metakommunikation kam in unseren Interviews am häufigsten vor und meistens in der Form, daß ein Interviewer eine Frage des Kollegen korrigierte, kommentierte, Kritik am eigenen Leitfaden äußerte, mit dem anderen Interviewer laut überlegte, was eventuell an den Fragen bzw. Paraphrasierungen **um-**zuformulieren sei, tentativ unterschiedliche Formulierungen anbot usw. Auf diese Weise wird zugleich deutlich, daß sich die **beiden** Fragenden voneinander und vom Leitfaden distanzieren können. Dies hat wiederum modelhaften Charakter; denn auch gegenüber dem Befragten wird damit demonstriert, daß sich die Interviewer nicht selbst als Autoritätspersonen mit unhinterfragbaren Fragen begreifen.

5. Metakommunikation und „naive“ Methodologie der Befragten

Greifen nun Befragte die direkten und indirekten (ihrerseits metakommunikativen) Aufforderungen der Interviewer zur Kommunikation **über** die Kommunikation auf? Wie ist es zu bewerten, wenn Befragte die Interviewer hier beim Wort nehmen und **z.B.** kritisch Stellung beziehen? Welche Vorstellungen äußern Befragte generell zu psychologischen und sozialwissenschaftlichen Befragungsmethoden?

Mit Überlegungen und Erfahrungen zu diesen Fragen möchte ich meinen Beitrag abschließen.

Bereits die bloße Tatsache, daß Metakommunikation auch von seiten der Befragten erfolgt, kann als Indikator der Bereitschaft zu „gelingender^{bb}, symmetrischer Kommunikation gelten.

In unseren eigenen Erhebungen war das durchgängig der Fall, und immer wurde dabei zugleich sehr deutlich einer übergreifenden Motivation Ausdruck gegeben, die sich nicht bloß auf einzelne Inhalte, auf einzelne Frageformulierungen oder auf die verbale Kommunikationsebene, sondern offensichtlich auf ein komplexes, als angenehm empfundenes „Klima“ gründete. Nun könnte man aber gerade **alle** verbalen Zustimmungen zum „Klima“, zu den Frageinhalten, zu ihrer subjektiven Relevanz und Alltagsnähe (**für** uns der Indikator für ökologische Validität) **usw.** auch in ihrer Beweiskraft und mit Verweis auf die bekannten, verzerrenden Antworttendenzen **z.B.** in Richtung sozialer **Erwünschtheit infrage stellen**.²⁶ Dagegen sprechen besonders zwei Tatsachen. Sehr häufig waren es in unseren (mehrstündigen) Sitzungen die Interviewer, die erschöpft waren, und die auf einen Abbruch drängten. Sie mußten sich gegenüber dem **gegenläufigen** Wunsch der Befragten, weiterzumachen, geradezu „behaupten“. Interessanter und beweiskräftiger erscheint in diesem Zusammenhang jedoch vor allem, daß es neben zustimmenden zugleich kritische **Äußerungen** gab – und dies auch unaufgefordert, von den **Befragten** selbst kommend. **Denn** nur eine vergleichsweise symmetrische (oder besser: eine in ihren asymmetrischen Aspekten **einigermaßen** ausbalancierte) Beziehung ermöglicht ihre eigene kritische **Kommentierung** auf metakommunikativer Ebene.

In unserer Untersuchung trugen wohl die zuvor erwähnten Kontraste im Ausmaß an Vorstrukturierung und an entsprechend unterschiedlich lenkendem Interviewverhalten innerhalb der einzelnen Interviews sowie von Interview zu Interview zu dem Nebeneinander positiver und kritischer Kommentare bei.

Bemerkenswert ist jedoch, daß sich die Kritik nicht ganz durchgängig auf die starker vorstrukturierten Interviews bzw. Interviewteile richtete. Einen solchen Trend gab es zwar, und hier schlossen sich verallgemeinernde Aussagen (die „naiven“ Methodologien) von Befragten an, auf die ich gleich zu sprechen komme. Zumindest im Vergleich zu vollstandardisierten Fragebögen²⁷ wurde einem offenen **Fragestil** und dem **Kommunikationsfluß** der offenen Interviews in jedem Fall der Vorzug gegeben. Sieht man jedoch von diesen Extrema ab, so präferierten manche Befragte durchaus auch die vergleichsweise etwas starker **vorstrukturierten** Interviews, während andere die bereits von der Wahl der Themen und Ereignisse her stärker selbst bestimmbaren Interviews bevorzugten. Auch innerhalb eines Interviews wurden derart voneinander unterscheidbare Teile verglichen. Das, was eingangs (in Abschnitt 2) zur Erhebung als Abstimmungsprozeß zwischen Forscher und Untersuchtem gesagt worden war, kann hier ergänzt werden:

Die Heterogenität im Ausmaß an Strukturiertheit, die bislang nur als Problem benannt worden war, hat auch einen Vorteil: Sie mildert die Abstimmungsproblematik der gesamten Erhebungsphase in einer extensiven Untersuchung wie der hier zugrunde liegenden. Mit bestimmten Teilen wird man bestimmten Befragten eigentlich immer gerecht. Es kann also kaum ein durchgängig negativer Eindruck entstehen.

Oben war zwischen eher direkten und eher indirekten Signalen der Interviewer unterschieden worden. Diese Systematik **soll** hier nicht ausführlich für die Befragten erweitert werden. Erwähnt sei nur, **daß** neben den soeben thematisierten direkten metakommunikativen **Äußerungen** natürlich auch bestimmte Verhaltensweisen der Befragten im Sinne indirekter Kommentare zur Symmetrie der Beziehung begriffen werden können. Um ein Beispiel aus unseren Interviews zu nennen: ein Befragter vertauschte **z.B.** nicht nur die Rollen und wurde zum neugierig Fragenden (was häufiger vorkam), sondern er stellte nun fast dieselben Fragen an den Interviewer, die dieser umgekehrt an ihn gestellt hatte.

Wenn Personen im Alltag mit sozialwissenschaftlichen Methoden konfrontiert werden, entfalten sie vermutlich eine Theorie über solche Methoden, also eine „naive“ Methodologie. Wie schon erwähnt, gab es in unseren eigenen Erhebungen entsprechend verallgemeinernde Äußerungen über unsere Methoden und über sozialwissenschaftliche Methoden insgesamt, weil wohl jeder Befragte irgendwann in seinem Leben schon früher einmal befragt, untersucht oder getestet worden war. Die **darin** zutage tretenden „naiven“ Methodologien konnten leider nicht systematisch untersucht werden. Denn sehr viele der Äußerungen dazu sind nicht auf Band aufgezeichnet worden. Wie es auch sonst in Untersuchungen üblich ist, trennten wir zu stark zwischen dem „eentlichen“ Interview und anschließenden Gesprächen. Das Abschalten des Tonbandgerätes signalisierte eine solche Trennung zwischen dem quasi offiziellen und dem informellen Teil. Folgende Erfahrungen sprechen jedoch **dafür**, dies in künftigen Studien einmal zu unterlassen und systematisch naive Methodologie selbst zum Untersuchungsgegenstand zu machen:

Es wurde ganz offensichtlich, **daß** sich jeder Befragte zumindest eine Meinung gebildet hatte. In der Mehrzahl könnte man darüber hinaus insofern von einer „**Theorie**“ sprechen, als es nicht nur um isolierte derartige Meinungen und Attitüden, sondern um ein in sich relativ konsistentes, komplexes, **z.T.** sehr differenziertes Muster von Vorstellungen, Bewertungen und Begründungen ging. Von „naiven“ Theorien kann nur mit Bezug auf die alltagssprachliche Formulierung gesprochen werden. Der Terminus „naiv“ wird zwar **z.Zt.** in Bereichen der Psychologie recht populär^{2*}. Soweit damit jedoch (im alltagssprachlichen Sinne) eine geringere Reflexivität gemeint ist, erscheint er als generelles Etikett fehl am Platze. In vielen Äußerun-

gen unserer Befragten wurde jedenfalls auf relativ hohem **Reflexions-**niveau argumentiert. Der schon genannte Trend war, daß gegen ein Vorgehen mit geschlossenen Antwortvorgaben und für Offenheit der Erhebung plädiert wurde. Als Begründung wurde zumeist (natürlich alltagssprachlich) angeführt, **daß** die individuell unterschiedlichen Bedeutungen semantisch gleicher Antworten nur unter Bezugnahme auf spezifische Situationen und Kontexte mit ökologischer Validität erschließbar seien. Zugleich thematisierten die Befragten aber auch ansatzweise die Kontamination von Methode und **Untersuchungs-**gegenstand bzw. die Affinität bestimmter Befragter zu einem bestimmten, mehr oder minder strukturierten Vorgehen. Man kann also behaupten, daß die Befragten die zu Beginn dieses Beitrags genannten wissenschaftlichen „Vor-Urteile“ bestätigen.

Erwähnt sei schließlich die Intensität der Abneigung gegen **strikt** standardisierte Erhebungen in den Befragtenäußerungen. **Sozial-**wissenschaftliche Methodik und Diagnostik in dieser Form wurde als Bevormundung und als typisch **für** eine generell abgelehnte Entmündigung der eigenen Person begriffen. Nach unseren Erfahrungen dürfte auch die grundsätzliche Debatte über Datenschutz gerade diese Methoden in Mißkredit gebracht haben. Ohne hier vorschnell **vorall-**gemeinem zu wollen, vermute ich doch, daß der dominierende **so-**zialwissenschaftliche Kanon an stark standardisierten **Befragungs-**instrumenten und Testdiagnostik bei ganzen Subkulturen in der BRD von vornherein entweder auf zunehmenden Widerstand stoßen wird, oder zumindest aber zur zunehmenden wissenschaftlichen **Artefakt-**bildung in einigen Gegenstandsbereichen beitragen wird. Für eine solche Vermutung sprechen folgende, in unserer eigenen Erhebung exemplarische Interviewpassagen, die man nur in offenen Interviews erhalten kann und mit denen ich schließen möchte:

Beispiel 1

Man kann **so'ne** Sache janich so doll mit „ja“ oder „nein“ oder „**so'n bißchen**“ und so beantworten. Mit einem Wort oder so, dit kann man janich so beantworten. Da **mußte** man zu jedem Punkte **mußte** man jetzt da immer nu genau hin-schreiben, wat man nu meint und wat 'ne ... 'ne Bedeutung hat. Wenn man jetzt ... ick hab 'ne andre Meinung davon und schreibe dit, unterstreiche dit Wort und'n anderer hat wieder 'ne andre Meinung, unterstreicht trotzdem dit Wort. ... **Denn** denken se **alle**, (es) is ditselbe, aber (sie haben eine) total unterschiedliche Meinung. ... Also, ick finde so wat (Fragebögen) eijentlich **gräßlich**. Wenn 'ick inne Schule schon Fragebogen vorgelegt krieje, ohne da5 ick ... und mit Punkte. Na, bei Mathematik oder so, da is, da kann man sowat machen ... und überhaupt bei Fragen, die wirklich feststehn, die sachlich bezogen sind. Aber

Sachen so, die allgemein bezogen sind, und man soli da nu wat ankreuzen, da kann man soviel Sachen zu schreiben und Gedanken zu bringen, da kann man nich immer mit einem Wort allet beantworten, mit'nem Kreuz. Aber dit neigt ja heut' überhaupt allet dazu, die Leute schematisch und in Typen abzumachen.

Beispiel 2

Naja, wichtig find' ick also, da5 dit halt nich wieder in 'nem Fragebogen abgeleitet. Ich hab' dit Jefühl, ihr macht euch da wieder am Fragebogen fest, wa, und dis is 'ne Sache, die ick also **wahnsinnich** schlecht **finde**, weil, wenn man'n Fragebogen (bekommt), du weißt ja immer nich, wer dit macht, wa. Und du mußt also damit rechnen, **daß** du so stereotype Fragen **jestellt** werden, und **daß** stereotype Antworten kommen, wa. Bisher also hab' ick dit **Jefühl** jehabt, so lief dit doch ganz jut. **'ne** Menge persönlicher Kontakte (ist) mit **(da)zujekomm'** und so, und, äh, dann sieht dit **janz** anders aus. Und denn habt ihr ja noch Schwein jehabt, dit warn ja meistens allet Leute (gemeint sind **ebenfalls** befragte **Kollegen**; E.H.), die frei vonner Leber weg erzählt ham. Wenn de da so'n Typ dabei hast, dem de Würmer aus der Nase ziehn muß ... und so, denn is dit schlecht...

Beispiel 3

Also, ich **haß'** nichts mehr, als wenn man **mir** Löcher in' Bauch fragt mit Fragebogen. Ja, ja, so mein' ick dit gar nicht; aber det is in Deutschland ja nicht der Fall, ja, **(daß)** ohne Fragebögen (was läuft. Ohne) Bögen läuft nichts.

Anmerkungen

- 1 Eine veränderte und um exemplarische **Interviewsequenzen** erweiterte Fassung dieses Beitrags ist auch als Kapitel im Band 24 der **Materialienreihe** des Max-Planck-Instituts **für Bildungsforschung**, Berlin, enthalten (Hoff, Lappe und Lempert 1983). Wolfgang Lempert und Hans-Uwe Hohner danke ich **für** Hinweise bei der Umarbeitung zum hier vorliegenden Beitrag.
- 2 Vgl. dazu: Lempert, Hoff und Lappe 1979; Hoff, Lappe und Lempert 1983.
- 3 Vgl. Hoff 1982a, 1983.
- 4 Zur genaueren Kennzeichnung dieser Positionen **vgl.** Reese und Overton 1970, Ekehammar 1974, Endler und Magnusson 1976.
- 5 Zur Abgrenzung dieses Verständnisses vom rein methodischen, **varianzanalytischen Interaktions-Begriff** vgl. Olweus 1976, Lantermann 1980.
- 6 Meiner Meinung nach bleibt dies Dilemma auch bei einer „**eigenschaftsfreien**“ Interpretation (**Pawlik** 1974) üblicher Test- und Befragungsdaten bestehen. Nimmt man **z.B.** wie Schallberger (1984) plausiblerweise an, daß Personen in traitspsychologisch orientierten Befragungen zu mehr oder minder unspezifisch formulierten Items gedanklich „ihre“ ganz persönlichen situativen Kontexte assoziieren – was aber nicht **nachprüfbar** und somit **hin-**

sichtlich der ökologischen Validität bestimmbar ist – so **muß** man sich dieselbe Frage stellen, die sonst nur umgekehrt in kritischer Absicht an stark idiographisch orientierte Verfahren gerichtet wird: die Frage nach Objektivität im Sinne von Vergleichbarkeit.

- 7 Die hier bei hochstandardisierter Erhebung nur als quantitative vorstellbar ist.
- 8 Es wird also keine Dichotomie, sondern ein Kontinuum zwischen den hier skizzierten Extrema angenommen; zum unterschiedlichen Ausmaß von Standardisierung im Sinne von Vorstrukturierung durch den Forscher vgl. auch Anger 1969.
- 9 Die Auswertung kann qualitativ erfolgen, aber sie muß es nicht. Hier wie im später geschilderten (präferierten) Fall offener Erhebungen kann sich ebenso eine quantitative Auswertung anschließen. Insofern halte ich die Dichotomie „quantitativ“ vs. „qualitativ“ für falsch, da in der Regel mit solchen **Etikettierungen** die Erhebung in unzulässiger Weise mit der Auswertung kontaminiert wird. Angemerkt sei ferner, daß die hier erwähnte extrem offene Erhebungsstrategie große und z.T. unlösbare Auswertungsprobleme aufwerfen kann, vgl. **Witzel** 1980.
- 10 Z.B. bei Hopf 1978, Kohli 1978, Hoffmann-Riem 1980, Köckeis-Stangl 1980.
- 11 D.h. solchen Befragten, die in Analogie zum wissenschaftlichen **Interaktionismus** anstelle einfacher monokausaler Erklärungen interaktionistische bzw. dialektische Denkfiguren heranziehen, die sich selbst als wandelnd und ihr Handeln als von Situation zu Situation variierend begreifen (Hoff 1982b).
- 12 Diese Therapieform geht auf Rogers zurück, dessen Konzeption von **Persönlichkeit** mir nicht nur ungenügend in ihrer theoretischen Formulierung, sondern auch problematisch erscheint. Darum geht es in diesem Beitrag jedoch nicht. Hier sollen konkrete Handlungsanweisungen thematisiert werden, die als „**klientenzentriert**“, oder „**gesprächspsychotherapeutisch**“ bezeichnet werden (vgl. z.B. Bommert 1979), speziell diejenigen, die als therapeutisches „**Basisverhalten**“ gelten. – In einer eigenen früheren Studie zur familiären Sozialisation war bereits schon einmal versucht worden, Interviewer in ein derartiges Basisverhalten zumindest in Kürze einzuführen; dieser Versuch war jedoch dort methodologisch nicht weiter reflektiert worden. Anscheinend haben ansonsten im deutschen Sprachraum nur Mollenhauer und Mitarbeiter in ähnlicher Weise gearbeitet, ohne dies aber an irgendeiner Stelle zu erwähnen oder zu begründen. Ein interessanter Hinweis auf einen frühen Aufsatz von Rogers findet sich bei Merton und Kendall (vgl. die deutsche Übersetzung in Hopf und Weingarten 1979, siehe auch Anger 1969). In diesem Aufsatz überträgt Rogers therapeutische Handlungsanweisungen auf die Erhebungssituation in der empirischen Sozialforschung. Daß sein Artikel in der methodologischen Diskussion um offene Verfahren, die vor allem in der Soziologie stattfand, nahezu vergessen wurde, mag **daran** liegen, daß die seither weiter durch Rogers propagierten und relativ populären Vorstellungen als eher unsoziologisch bezeichnet werden können.
- 13 Das Paraphrasieren wird hier durchaus auch schon als interpretativer Akt verstanden. Es handelt sich also nicht um ein quasi nachäffendes, wortwörtlich und grammatisch gleiches Verbalisieren. Gemeint ist vielmehr der höchst subtile Akt des role-taking, in dem mit eigenen Worten, aber (ganz im Sinne von Rogers) vom inneren „**frame of reference**“ des Gesprächspartners her ein Bedeutungsaspekt oder mehrere widergespiegelt werden, was

dann eventuell den Erzählenden zu einer noch genaueren Erforschung und/oder Entfaltung der von ihm eingebrachten Bedeutung animiert.

- 14 Eine „**Leitfadenbürokratie**“ hat in diesem Fall also nicht nur positive Funktionen als Gedächtnisstütze für den Interviewer. Im Gegensatz zu ihrer sonst negativ beurteilten Auswirkung auf die Interaktion zwischen Frager und Befragten (vgl. Hopf 1978) kann sie hier gerade die Beziehung erleichtern.
- 15 Am deutlichsten wird das bei Merton und **Kendall (1979)**, wenn sie mit ihrer Forderung nach „**Nichtbeeinflussung**“ unmittelbar auf Rogers (1945) verweisen. Auch ihre weiteren Kriterien der „**Spezifität**“, der „Erfassung eines breiten Spektrums“ und der „**Tiefgründigkeit**“ lassen sich in die neueren Beschreibungen von Therapeuten- bzw. Klientenverhalten übersetzen.
- 16 Vgl. z.B. die „Skala zur Verbalisierung persönlich-emotionaler **Erlebnisinhalte**“ oder die Einzelmerkmale von „Einfühelndem Verstehen“, Bommert 1979, S. 70/77; S. 74-77.
- 17 Vgl. dazu die Stufen der Skala zur Selbstexploration von Tausch u.a., in: Bommert 1979, S. 85.
- 18 Abgesehen von Hinweisen bei Schütze 1978, die hier bestätigt und vertieft werden können.
- 19 Im Sinne von Watzlawick, Beavin und Jackson 1969. **Im** folgenden verzichte ich auf exakte Erläuterungen zu solchen Termini wie z.B. „Metakommunikation“, die wohl schon fast in den Alltagssprachgebrauch (zumindest von Sozialwissenschaftlern) eingegangen sind.
- 20 Gerade die triadische Konstellation birgt sonst – wenn die in diesem Beitrag mitgeteilten Möglichkeiten der Gesprächsführung nicht genutzt werden – natürlich in besonderer Weise die Gefahr, zum „Kreuzverhör“ zu werden.
- 21 Erwähnt seien an dieser Stelle einige andere „atmosphärische“ **Rahmenbedingungen**, die in unseren eigenen Interviews **z.T.** unvorhergesehene Folgen hatten. In der Regel fanden die Interviews am Feierabend statt, und die Befragten legten den Termin fest, der ihnen am besten paßte. Entscheidend für die Gesamtatmosphäre erschien uns jedoch der Ort der Gespräche. Besonders deswegen – aber auch, um uns mit eigenen Augen ein Bild von der außerberuflichen Umwelt machen zu können – schlugen wir von uns aus vor, die Befragten in ihren Wohnungen aufzusuchen. Dabei setzten sich dann manchmal auch wichtige Bezugspersonen zu den Gesprächen dazu, die uns in manchen Fällen (durch Kommunikationshinweise **z.T.** nicht nur auf der **Inhalts-** sondern gerade auf der Beziehungsebene) Validierungsmöglichkeiten früherer Äußerungen des Untersuchten selbst eröffneten. In einigen Fällen hatten wir den Eindruck, daß sich dadurch ein sozialer Druck zur **Informationsverweigerung**, **-selektion** oder **-legitimation** erst einstellte. Dann erschien es uns sinnvoller, unser wissenschaftliches Institut als „neutralen“ Ort für die nächste Befragung anbieten zu können. Denn nur so war es möglich, durch eine quasi-experimentelle Variation des Ortes von Interview zu Interview spezifische Verzerrungen ausmachen zu können.
- 22 Denn das „**Du**“ ist innerhalb dieser Altersgruppe und dieser, von uns untersuchten Subkultur üblich. Der Altersunterschied zwischen Interviewern und Befragten war unterschiedlich.
- 23 In unseren Interviews gab es dabei nur ein Problem: der gesprächsführende Interviewer, der sich bei komplexen Fragen eng an den Leitfaden hielt, fiel in das dort formulierte „Sie“ zurück. Um dies zu vermeiden, wurden sämtliche Leitfäden und Fragebögen nach der „Sie“-Form auch in eine „**Du**“-Form gebracht, auf die dann nach Bedarf übergewechselt werden konnte.

- 24 Sinngemäß **z.B.** in folgender Weise: „An dieser **Stelle/in** diesem Zusammenhang fällt **mir/ihm** (dem anderen Interviewer) immer dasselbe ein: ...“ Oder der eine Interviewer antizipiert laut gegenüber dem Befragten das Verhalten seines Kollegen: „**Ich** bin sicher, der X erzählt gleich wieder seine alte Geschichte von ...“ Oder: „**Hier** erzählt der X immer wieder mit Genuß, **daß** ...“
- 25 Sinngemäß **z.B.** etwa so: „**Ich** könnte mir vorsteilen, **daß** dieser Teil reichlich anstrengend **für** Dich war.“ Oder: „Vielleicht findet Du, **daß** wir Dich hier zu sehr in die Zange nehmen“. Oder: „**Ich** überlege gerade, wie das wäre, wenn man mich so fragen würde, nachbohren würde“. usw.
- 26 Ausdrücklich möchte ich hier auf folgendes hinweisen: Die strikt standardisierte Erhebung ist in diesem Punkt insofern wissenschaftlich angreifbar, als sie die Überprüfung von eventuell höchst unterschiedlichen subjektiven Bedeutungen derselben Reaktionen auf vorgegebene Antwortalternativen im nachhinein nicht zuläßt. Derartige Unterschiede im Verständnis von Fragen, in der subjektiven Bedeutung von Antworten oder auch in der Suggestibilität von Befragten sind in offenen Befragungen zumindest dann, wenn **Tonbandaufzeichnungen** oder exakte Transskriptionen vorliegen, einer ständig replizierbaren Analyse eher zugänglich.
- 27 Die wir ebenfalls vorlegten, vgl. Hoff, Lappe und **Lempert** 1983, Teil II, S. 164ff., S. 189, 190.
- 28 Z.B. durch die Arbeiten von Laucken (1974) oder Wahl u.a. (1983). Ebenso, wie bei Heckhausen (1976, vgl. auch Dann 1983 oder mit Bezug auf **Beratungssituationen**: Weinert 1977) programmatisch vom Austausch zwischen wissenschaftlichen und naiven Verhaltenstheorien die Rede ist, könnte man hier vom Austausch zwischen wissenschaftlicher und naiver Methodologie sprechen. Wichtig erscheint mir vor allem, daß systematischer als bislang die Reflexion der naiven Methodologie Bestandteil der sozialwissenschaftlichen Methodenlehre wird.

Literatur

- Anger, H.: Befragung und Erhebung. In: Graumann, C.F. (Hg.): Sozialpsychologie. Handbuch der Psychologie. Bd. 7. Göttingen 1969, 567-617.
- Bommert, H.: Grundlagen der Gesprächspsychotherapie. Stuttgart 1979².
- Dann, H.-D.: Subjektive Theorien: Irrweg oder Forschungsprogramm? **Zwischenbilanz** eines kognitiven Konstrukts. In: Montada, L.; Reusser, K. und Steiner, G. (Hg.): Kognition und Handeln. Stuttgart 1983, 77-92.
- Ekehammar, B.: Interactionism in Personality from a Historical Perspective. In: Psychological Bulletin, 81 (1974), 12, 1026-1048.
- Endler, N.S. und Magnusson, D. (Hg.): Interactional **Psychology** and Personality. Washington D.C.: Hemisphere 1976.
- Goffman, E.: Stigma. **Über** Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt 1967.
- Heckhausen, H.: Naive und wissenschaftliche Verhaltenstheorie im Austausch. In: Ertel, S.; Kernmler, L. und Stadler, M. (Hg.): Gestalttheorie in der modernen Psychologie. Darmstadt 1975, 106-112.

- Hoff, E.-H.: Probleme empirischer Studien zum Zusammenhang von Arbeitswelt und familialer Sozialisation. In: Vaskovics, L. (Hg.): Umweltbedingungen **fa-** miliarer Sozialisation. Stuttgart **1982a**, 55-72.
- Hoff, E.-H.: Methodologische Konsequenzen theoretischer Positionen in der So- zialisationsforschung. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und **Erzie-** hungssoziologie 2 (**1982b**), 2, 243-262.
- Hoff, E.-H.: Berufliche Entwicklung. Zur Verbindung arbeitssoziologischer, **per-** sönlichkeits- und entwicklungspsychologischer Forschung. Berlin 1983. (Ha- bilitationsvortrag, erscheint in: Hoff, E.-H.; Lappe, L. und Lempert, W. (Hg.): Arbeitsbiographie und Persönlichkeitsentwicklung. Bern: Huber).
- Hoff, E.-H. und Hohner H.-U.: Zur Operationalisierung von Formen des **Kon-** trollbewußtseins. In: **Preiser**, S. (Hg.): Kognitive und emotionale Aspekte po- litischen Engagements. Fortschritte der Politischen Psychologie, Bd. 2. **Wein-** heim 1982, **125-129**.
- Hoff, E.-H., Lappe, L. und Lempert, W.: Methoden zur Untersuchung der So- zialisation junger Facharbeiter. Materialien aus der Bildungsforschung, **Nr. 24**, Teil I und **II**, Max-Planck-Institut für Bildungsforschung, Berlin 1983.
- Hoffmann-Riem, C.: Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsycholo- gie, 32 (**1980**), 339-372.
- Hopf, C.: Die Pseudo-Exploration. **Überlegungen** zur Technik qualitativer Inter- views in der Sozialforschung. In: Zeitschrift für Soziologie, 7 (**1978**), 97-115.
- Hopf, C. und Weingarten, E. (Hg.): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart 1979.
- Kohli, M.: „Offenes“ und „geschlossenes“ Interview: Neue Argumente zu einer alten Kontroverse. In: Soziale Welt, 29 (**1978**), 1-25.
- Köckeis-Stangl, E.: Methoden der Sozialisationsforschung. In: **Hurrelmann**, K. und Ulich, D. (Hg.): Handbuch der Sozialisationsforschung. **Weinheim** 1980, 321-370.
- Lantermann, E.D.: Interaktionen – Person, Situation und Handlung. München 1980.
- Laucken, U.: Naive Verhaltenstheorie. Stuttgart 1974.
- Lempert, W., Hoff, E. und Lappe, L.: Konzeptionen zur Analyse der Sozialisa- tion durch Arbeit. Theoretische Vorstudien für eine empirische Untersu- chung. Materialien aus der Bildungsforschung, Nr. 14, Max-Planck-Institut **für** Bildungsforschung, Berlin 1979.
- Merton, R.K. und **Kendall**, P.C.: Das fokussierte Interview. In: Hopf, C. und Weingarten, E. (Hg.): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart 1979, 171-204.
- Olweus, D.: Der „moderne“ Interaktionismus von Person und Situation und seine varianzanalytische Sackgasse. In: Zeitschrift **für Entwicklungspsycholo-** gie und Pädagogische Psychologie, 8, (**1976**), 3, 171-185.
- Pawlik, K.: Ansätze für eine eigenschaftsfreie Interpretation von **Persönlichkeits-** faktoren. In: Eckensberger, L.H. und Eckensberger, U.S. (Hg.): Bericht über den 28. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, Bd. 3, **Götting-** en 1974.
- Reese, H.W. und Overton, W.F.: Models of Development **and** Theories of **De-** velopment. In: Goulet, R. und Baltes, P.B. (Hg.): Life-span Developmental Psychology: Research and **Theory**. New York: Academic Press 1970, **115-** 145.

- Rogers, C.R.: The Nondirective Method as a Technique for Social Research. In: American Journal of **Sociology**, 50 (1945), 270-283.
- Schallberger, U.: Elemente zu einer Rehabilitation traitpsychologischer Untersuchungen im Feld Arbeit und Persönlichkeit. Zürich 1984 (hektographiertes Manuskript; erscheint in: Hoff, E.-H., Lappe, L. und Lempert, W. (Hg.): **Arbeitsbiographie und Persönlichkeitsentwicklung**. Bern: Huber).
- Schütze, F.: Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen **Machtstrukturen**. Arbeitsberichte und **Forschungsmaterialien**, Universität Bielefeld, 1978.
- Wahl, D., Schlee, J., **Krauth**, J. und Mureck, J.: Naive Verhaltenstheorie von Lehrern. Universität Oldenburg, Zentrum für pädagogische Berufspraxis. Oldenburg 1983.
- Watzlawick, P., Beavin, J.H. und Jackson, D.D.: Menschliche Kommunikation. Bern: Huber 1969.
- Weinert, F.E.: Pädagogisch-psychologische Beratung als Vermittlung zwischen subjektiven und wissenschaftlichen Verhaltenstheorien. In: Arnhold, W. (Hg.): Texte zur Schulpsychologie und Bildungsberatung. Bd. 2. Braunschweig 1977.
- Witzel, A.: Das problemzentrierte Interview. Eine methodologisch-methodische Begründung eines qualitativen Erhebungs- und Auswertungsverfahrens der empirischen Sozialforschung. Dissertation. Bremen 1980.